

Leseprobe aus:

Lisa Nienhaus
Die Weltverbesserer



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© Carl Hanser Verlag München 2015

HANSER

Lisa Nienhaus

Die Weltverbesserer

66 große Denker, die unser Leben verändern

HANSER



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C014889

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt.

Alle Rechte, auch die der Übersetzung, des Nachdruckes und der Vervielfältigung des Buches oder von Teilen daraus, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlages in irgendeiner Form (Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren), auch nicht für Zwecke der Unterrichtsgestaltung – mit Ausnahme der in den §§ 53, 54 URG genannten Sonderfälle –, reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

1 2 3 4 5 19 18 17 16 15

© 2015 Carl Hanser Verlag München

Internet: <http://www.hanser-literaturverlage.de>

Lektorat: Martin Janik

Herstellung: Andrea Reffke

Umschlaggestaltung:

Hauptmann & Kompanie Werbeagentur, Zürich, unter Verwendung
dreier Fotos von © ullstein bild: TopFoto, Granger Coll., ullstein, Reuters
und sechs Fotos von © Getty Images: Universal History Archive,
Bloomberg, Imagno, Robert Lackenbach, Walter Stoneman,
Leonard McCombe

Satz: Kösel Media GmbH, Krugzell

Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-446-44308-2

E-Book-ISBN 978-3-446-44322-8

INHALT

Vorwort	11
John Maynard Keynes	
Der Bezwinger der Weltwirtschaftskrisen	16
Gary Becker	
Gegensätze ziehen sich an	19
Friedrich List	
Der Feuerkopf der Globalisierung	23
Joan Robinson	
Normale Zeiten gibt es nicht	27
Adam Smith	
Der Segen des Egoismus	31
Korekiyo Takahashi	
Der japanische Keynes	34
Ludwig von Mises	
Der letzte liberale Ritter	38
Robert Lucas	
Die Leute sind nicht verrückt	41
Hermann Heinrich Gossen	
Immer mehr bringt immer weniger	45
Nikolaj Kondratjew	
Der Herr der Wellen	49
Carmen Reinhart und Kenneth Rogoff	
Die Historiker der Krisen	53

Friedrich August von Hayek	
Wider die Anmaßung von Wissen	57
Deirdre McCloskey	
Die Poetin der Ökonomie	60
Walter Eucken	
Der wahre Neoliberale	63
Paul Krugman	
Der Popstar unter den Ökonomen	68
Richard Musgrave	
Des Guten zu wenig	72
Lorenz von Stein	
Der Mann, der den Sozialstaat erfand	75
Karl Marx	
Die Entzauberung des Kapitalismus	78
Douglass North	
Es lebe die Kleinstaaterei	82
Anne Krueger	
Die »Grand Old Lady« der Ökonomie	85
Reinhard Selten	
Der Spieler	89
James Tobin	
Herr Tobin und seine Steuer	92
János Kornai	
Der Verräter des Sozialismus	95
Robert Shiller	
Der Prophet von Gier und Panik	99

Ben Bernanke

Der Mann für die Geldschwemme 102

John Stuart Mill

Das Glück im Kapitalismus 106

Harriet Taylor Mill

Die Kämpferin für die Freiheit der Frauen 109

Kaspar Klock

Der Vater der guten Staatsfinanzen 112

Thomas Malthus

Der traurige Pastor 115

Wilhelm Röpke

Der Markt braucht Moral 118

Hyman Minsky

Der Krisenprophet 122

Elinor Ostrom

Vom Segen des Teilens 126

Platon

Griechenlands bester Ökonom 129

Heinrich von Stackelberg

Zu viel Macht verdirbt den Markt 132

Charles Dickens

Gänse, Wild und Austern für die Armen 135

Martin Feldstein

Das Geheimnis des richtigen Sparens 139

Paul Samuelson

Bahnbrechend in allen Disziplinen 142

Rüdiger Dornbusch

Wieso spielen die Währungen verrückt? 146

Amartya Sen

Anwalt der Armen 150

Anthony Atkinson

Der Erforscher der Ungleichheit 154

Rosa Luxemburg

Die Ikone der Antikapitalisten 157

Ludwig Erhard

Der Meister 161

Vernon Smith

Der scheue Menschenversther 165

Richard Easterlin

Geld allein macht auch nicht glücklich 168

Christina Romer

Die Spezialistin für Krisen 172

Thorstein Veblen

Spott auf die feinen Leute 176

Lars Peter Hansen

Der Börsenversther 180

John Nash

Genie und Wahnsinn 184

Silvio Gesell

Der Erfinder des Schrumpfgelds 187

John Kenneth Galbraith

Wider die Diktatur der Konzerne 191

Hans-Ulrich Wehler

Der Historiker 195

Carl Menger

Die Preise richten sich nicht nach den Kosten 199

Ibn Khaldun

Was Weltreiche zusammenhält 203

Eugene Fama

Niemand kann den Markt schlagen 206

Milton Friedman

Konsequent liberal 209

Mancur Olson

Der Abstieg der Nationen 213

Karl Polanyi

Enttäuscht vom entfesselten Kapitalismus 217

Ayn Rand

Die Hohepriesterin des Egoismus 221

Wu Jinglian

Chinas Mister Marktwirtschaft 224

James Buchanan

Politiker sind Egoisten 228

Henry Hazlitt

Starkolumnist des Kapitalismus 231

John Rawls

Der Philosoph des Fairplay 235

Albert O. Hirschman

Lob der Aufmüpfigkeit 238

Michail Bakunin

Der erste Anarchist 242

Jean Tirole

Seid nicht so streng mit Google 245

Joseph Schumpeter

Vergesst mir die Banken nicht! 249

Die Autoren dieses Buches 254

VORWORT

Wenn längst verstorbene Denker der Ökonomie sich eine Schlacht auf Youtube liefern – inszeniert als Rap-Battle, professionell verfilmt –, dann kann man das als Spinnerei für ein Nischenpublikum abtun. Wenn sich aber 5 Millionen Menschen dieses Video anschauen, dann geht das nicht mehr. Denn der Erfolg zeigt: Diese Männer liegen im Trend.

Die Männer auf dem Video, von dem hier die Rede ist, sind die beiden wohl berühmtesten Ökonomen des vergangenen Jahrhunderts: John Maynard Keynes und Friedrich August von Hayek, dargestellt von zwei Schauspielern. Und die 5 Millionen Menschen, die seit dem Jahr 2010 ihre musikalische Abrechnung in der weißen Stretchlimousine auf dem Weg zur »Party at the Fed« sehen wollten, waren sicherlich nicht nur Studenten der Volkswirtschaftslehre. Nein, auf einmal wollen viele Menschen die großen Ökonomen kennenlernen.

Das liegt paradoxerweise daran, dass die Wissenschaft der Ökonomie im Staube liegt. Die Finanzkrise und die daraus folgende Wirtschaftskrise hat kaum ein damals einflussreicher Vertreter des Faches vorhergesehen. Sogar das Gegenteil war der Fall. Viele der bekannten Wirtschaftsforscher hatten geglaubt, die Zeit, in der es große Krisen gab, sei vorbei. Nicht zuletzt sei das dem Fortschritt ihrer eigenen Wissenschaft zu verdanken, so die übliche Argumentation. Ökonomen hätten der Politik gezeigt, wie sie Wirtschaftszusammenbrüche verhindern könne.

Das war ein Irrtum. Der amerikanische Ökonom Paul Krugman spricht sogar davon, dass ein Großteil der Makroökonomie der vergangenen 30 Jahre »bestenfalls spektakulär nutzlos, schlimmstenfalls schädlich« gewesen sei. Andere fragen sich, ob Ökonomie überhaupt eine Wissenschaft ist. Denn man erkenne keinerlei Fortschritt ihrer Erkenntnisse.

Doch während auf der einen Seite die Skepsis so groß ist wie nie, ist auf der anderen Seite der Bedarf an Beratern mit wirtschaftlichem Sachverstand in den vergangenen Jahren noch größer geworden. Die Schwierigkeiten, denen sich die Welt gegenüber sieht, sind groß, die Wirtschaft ein vorrangiges Thema. Wer ist der richtige Ratgeber in dieser Lage?

Die Antwort ist so einfach wie überraschend: Es sind die großen Wirtschaftsdenker, die wir als Ratgeber brauchen. Diejenigen der Geschichte und die aktuellen, die berühmten und die zu Unrecht fast Vergessenen, die Ökonomen und diejenigen, die von außen auf die Wirtschaft blicken. Denn bei aller Kritik an der Ökonomie als Wissenschaft haben wir in den vergangenen Jahren eines gelernt: Dieses Mal ist nicht alles anders. Vieles von dem, was wir heute erleben, ist schon früher erkannt, bedacht, beschrieben worden. Die Wirtschaftsberater und -politiker hatten es nur vergessen, verdrängt oder für veraltet gehalten.

Welch ein Irrtum! Nun werden alte Weisheiten hervorgekramt, berühmte Bücher entstaubt und unter dem Eindruck der aktuellen Geschehnisse neu gelesen. Hayeks »The Road to Serfdom«, auf Deutsch: »Der Weg zur Knechtschaft« eroberte kurzzeitig Platz eins der Bestsellerlisten in Amerika. Wieder gelesen werden Keynes' »General Theory« ebenso wie die Werke der Krisenkenner, etwa John Kenneth Galbraiths »Kurze Geschichte der Spekulation« oder Charles Kindlebergers »Manias, Panics and Crashes«.

Wer sich einlässt auf die Begegnung mit den großen Wirtschaftsdenkern, der wird solche Schriften finden, die die Finanzkrise erschreckend gut erklären. Aber auch Denker, die das Problem des Euro nicht nur vorausahnten, sondern prognostizierten. Und Menschen, die ideenreich die großen Fragen der heutigen Zeit behandeln: Brauchen wir Wirtschaftswachstum zu unserem Glück? Sind die Zentralbanken zu mächtig? Wie befreien wir die Menschen aus der Armut? Sind Abkommen über freien Handel gefährlich?

Die großen Wirtschaftsdenker wollen die Welt nicht nur besser verstehen, sondern tatsächlich verbessern. Sie wollen Krisen verhindern, Armut beseitigen und die Welt gerechter machen. Viele von ihnen haben es tatsächlich geschafft, sie sind echte Weltverbesserer oder werden es künftig sein. Andere gerieten auf Abwege, entwickelten weltferne Theorien, die die Wissenschaft in die falsche Richtung trieben, oder wurden glühende Nationalsozialisten. Alle 66 in diesem Buch Versammelten aber haben mindestens eine bahnbrechende Idee gehabt, die die Welt weiterbringt.

Das ist die Zeit für die Rückkehr der Weltverbesserer, der großen Denker der Ökonomie. Das ist die Zeit der Rückkehr von John M. Keynes und Friedrich A. Hayek. Die Zeit, in der man neu blickt auf Walter Eucken und Karl Marx, auf Paul Krugman und Ben Bernanke, auf Ayn Rand und Adam Smith.

Für dieses Buch haben wir 66 große Denker der Wirtschaft neu entdeckt. Dabei steht im Mittelpunkt, was die Forscher und Denker uns heutzutage noch zu sagen haben, bei welchen aktuellen Schwierigkeiten sie uns helfen. Wir präsentieren Berühmte und clevere Außenseiter, Männer und Frauen, Amerikaner und Deutsche, Japaner und Russen. Kurz und knapp sind die Texte, für Jedermann geschrieben. Es ist eine Einführung in die Gedankenwelt der Wirtschaft in 66 Kurz-Lektionen.

Keynes lehrt uns, wirtschaftliche Depressionen zu verstehen. Hayek erklärt die Bedeutung der Zinsen der Notenbanken für die Übertreibungen an Märkten. Richard Musgrave begründet, wozu es eine staatliche Schulpflicht braucht. Ayn Rand beschreibt enthusiastisch den Segen der individuellen Freiheit. Douglass North lehrt uns die Vorteile des Wettbewerbs kleiner Staaten. Der Schriftsteller Charles Dickens beschreibt in seinen Büchern den Fortschritt als Weg aus der Armut der Massen. Anthony Atkinson erklärt, wie der Staat den Reichen am sinnvollsten ihr Geld abnimmt. Rüdiger Dornbusch weiß, warum Währungen verrückt-

spielen. Und Ibn Khaldun seziert erschreckend genau, wie Staaten fett werden und untergehen.

Noch vor wenigen Jahren war die Ökonomie eine Wissenschaft, von der die Leute nicht viel erwarteten: höchstens Rezepte gegen die kleinen Widrigkeiten der Wirtschaft. Jetzt genügt das nicht mehr. Jetzt sollen Ökonomen die Welt der Wirtschaft neu ordnen – und die Menschen wollen verstehen, wo ihre Rezepte herkommen und wer sie weshalb erfunden hat. Die Idee ist relevant, aber genauso der Kontext, in dem sie geboren wurde. Wieso entwickelte gerade Keynes so viele Therapien der Weltwirtschaft, die heute wieder aktuell sind? Wieso hat gerade Hayek begriffen, welche Ineffizienzen der Sozialismus birgt? Welche Lebensumstände brachten Ayn Rand dazu, zur radikalsten Liberalen aller Zeiten zu werden?

Schade nur, dass die Ideengeschichte in der Wissenschaft immer noch als ein Verliererthema gilt. »Mit Dogmengeschichte kann man keine Karriere machen«, sagt etwa ein in Deutschland bekannter Professor hinter vorgehaltener Hand. »Deshalb beschäftigen sich damit nur Emeritierte.«

Die Ökonomie sah sich jahrzehntelang als Wissenschaft, die wie eine Naturwissenschaft Gesetze entdeckt und diese dann lehrt, höchstens noch versehen mit dem Namen des Entdeckers, aber losgelöst von dessen Leben und Geschichte. Den Studenten der Volkswirtschaftslehre wurde das Interesse an der Geschichte der Ideen bislang gezielt abtrainiert. Das kann man sehr schön in einer Untersuchung von David Colander, einem amerikanischen Forscher, nachlesen. Er befragte im Jahr 2004 amerikanische Ökonomiestudenten zu ihren Interessen. Im ersten Studienjahr war noch jeder Fünfte interessiert an der Geschichte ökonomischer Ideen, im zweiten Jahr nur noch jeder Sechste und im dritten Jahr und später nur noch jeder Dreiunddreißigste.

Man kann davon ausgehen, dass die meisten Menschen eher so ähnlich denken wie die Studenten im ersten Jahr. Sie wollen die

Ideengeschichte der Wirtschaft kennenlernen und die Menschen, die dahinter stehen. Denn die Ökonomie ist keine Wissenschaft, die nur bestimmte Regelmäßigkeiten und ewige Gesetze findet. Nein, sie speist sich zuallererst aus Ideen. Guten Ideen, die die Welt verändern können, wenn sie zum rechten Zeitpunkt ausgesprochen werden.

Ja, der Titel »Die Weltverbesserer« dieses Buches ist ernst gemeint. Wir wollen hier zeigen, was Wirtschaftsdenker wirklich vermögen: die Welt erklären, nicht vorhersehen; alte Theorien auf den Kopf stellen, wenn die Wirklichkeit nicht mehr dazu passt; Therapien entwickeln für die oft hochkomplexen Probleme der Wirtschaft. Diese Ideen und Therapien sind keine Naturgesetze, sie stammen von Menschen, die sich etwas dabei gedacht haben. Und darüber sollte jeder etwas wissen. Nur wer die großen Denker kennt, kann die aktuelle Wirtschaftspolitik hinterfragen. Wie Keynes schrieb: »Die Männer der Tat, die sich frei wähnen von jeglichem intellektuellen Einfluss, sind für gewöhnlich Sklaven irgendeines längst verblichenen Ökonomen.«

Deshalb gibt es dieses Buch.

Lisa Nienhaus, 2015

JOHN MAYNARD KEYNES

Der Bezwingen der Weltwirtschaftskrisen

// John Maynard Keynes vertraute seinem eigenen Kopf mehr als der herrschenden Meinung. Das machte ihn zum mächtigsten Ökonomen des 20. Jahrhunderts.

Er ist vielleicht der größte Ökonom des 20. Jahrhunderts: John Maynard Keynes. Die Weltwirtschaftskrise war die Stunde seiner außergewöhnlichen Ideen. In einem Cambridger Diskussionskreis mit jungen Ökonomen entwickelte er die Gedanken, die er 1936 unter dem Titel »The General Theory of Employment, Interest and Money« veröffentlichte. Dieses Buch wurde das wohl wichtigste ökonomische Werk des 20. Jahrhunderts – und das mächtigste. Es veränderte die Wirtschaftspolitik in aller Welt.

Schon vor der Weltwirtschaftskrise war Keynes bekannt für starke Ansichten, die er gegen große Widerstände vertrat. Als Sohn eines Professors an der Universität Cambridge erhielt er die bestmögliche Erziehung in Eton und an der Universität Cambridge. Nach dem Studium der Philosophie, Mathematik und Ökonomie arbeitete er im India Office der britischen Regierung, dann im britischen Finanzministerium und kehrte später zum akademischen Leben zurück.

1919 war Keynes schon einflussreich genug, um Mitglied der britischen Delegation bei den Versailler Friedensverhandlungen nach dem Ersten Weltkrieg zu sein. Doch er trat von dieser Position zurück, weil er mit der restlichen Delegation uneins war. Er war sicher: Die Deutschland auferlegten Reparationszahlungen waren eine wirtschaftliche und politische Katastrophe. Seine Gedanken hierzu publizierte er in dem brillant geschriebenen Buch »The Economic Consequences of the Peace«. Es wurde ein Best-

seller und machte Keynes insbesondere in Deutschland populär. Heute ist allgemein anerkannt, dass er mit seinen Bedenken richtig lag. Der Friedensschluss von Versailles war eine der wichtigsten Gründe für Hitlers Aufstieg und für den Zweiten Weltkrieg.

Auch danach blieb Keynes einer, der seinem eigenen Kopf mehr vertraute als der herrschenden Meinung. Winston Churchill führte 1926 als britischer Finanzminister den Vorkriegs-Goldstandard für das Pfund wieder ein. Keynes war darüber sehr verärgert und schrieb sein Pamphlet »The Economic Consequences of Mister Churchill«. Darin prognostizierte er für Großbritannien eine Periode der Deflation mit großer Not für die Arbeiterklasse. Die Ereignisse der Folgejahre sollten ihm recht geben. So musste fünf Jahre später auch der Goldstandard des Pfundes wieder aufgegeben werden.

In diesen Jahren gehörte Keynes der britischen Liberalen Partei an. In seinem Vortrag »Am I a Liberal?« plädiert er für einen Liberalismus, der sich von den alten Ideen des Laissez-faire, also von einer Wirtschaft an der langen Leine, verabschiedet und dem Staat eine ordnende Funktion zuweist.

Seine größte Zeit kam aber kurz darauf, in Folge der Weltwirtschaftskrise, die 1929 mit dem Schwarzen Donnerstag an der New Yorker Börse begann und sich in der ganzen Welt ausbreitete. Damals gab es eine hitzige Debatte über die Ökonomie. Denn die herrschende Theorie schien nicht mehr geeignet, die Welt der Wirtschaft zu erklären und sinnvolle Politikempfehlungen zu geben. Keynes' »General Theory«, die 1936 erschien, markierte eine Wende, denn er schlug eine andere Art zu denken vor.

Zentral ist bei Keynes, dass er das traditionell angenommene Saysche Gesetz negiert. Dieses besagt, kurz gefasst: Jedes Angebot schafft sich seine Nachfrage selbst. In der Wirtschaft insgesamt kann es demnach nicht weniger Nachfrage als Angebot geben und damit auch keine Arbeitslosigkeit. In der herkömmlichen Theorie ist es der Zins, der die Funktion hat, Gesamtangebot und Gesamt-

nachfrage nach Gütern zu jedem Zeitpunkt zur Deckung zu bringen. Er sorgt dafür, dass die Menschen nicht mehr Geld horten (sparen), als sie investieren.

Keynes glaubt, dass das nicht funktioniert. Denn das Geldsystem der Marktwirtschaft erlaubt keinen negativen Zins. Es kann aber sein, dass Angebot und Nachfrage erst bei einem negativen Zins zur Deckung kommen. Wenn nun selbst bei einem Zins von null das Gesamtangebot der Volkswirtschaft über der Gesamtnachfrage liegt, dann kann die Zentralbank noch so viel Geld anbieten, das Gleichgewicht der Wirtschaft kann sie nicht herstellen. Denn statt zu investieren, halten die Bürger Bargeld, weil andere, weniger liquide Anlagen auch keine höhere Rendite bieten als die Nullrendite des Bargeldes. Dies bezeichnete Keynes als eine Situation des »Liquidity Trap«, auf Deutsch »Liquiditätsfalle«. Das Perfide an dieser Falle: Es kommt zu Massenarbeitslosigkeit.

In genau solch einer Situation steckten Keynes zufolge viele Länder in der Weltwirtschaftskrise. Und genau solch eine Situation erkennen viele seiner Anhänger auch seit der Finanzkrise im Jahr 2008. Dass das plausibel ist, begründet Keynes anhand einer psychologischen Theorie des Investitionsverhaltens, bei der die Unsicherheit und Stimmungen eine große Rolle spielen. Daraus leitet er ab, dass eine für Vollbeschäftigung ausreichende private Investitionstätigkeit nur erreicht wird, wenn die »Animal Spirits« der Menschen nicht allzu düster sind.

Seine Politikempfehlung lautete: Der Staat solle in die Bresche springen und die Gesamtnachfrage stärken – durch schuldenfinanzierte Staatsausgaben. Dieser Gedanke revolutionierte die Politik. Es führte nach dem Zweiten Weltkrieg zum Konzept der staatlichen Globalsteuerung, das sich auf der ganzen Welt verbreitete.

In den siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts kam es allerdings zur Abkehr von dieser Idee. Denn die Praxis zeigte, dass die Globalsteuerung politisch immer dann versagte, wenn es darum ging,

die staatliche Nachfrage zurückzufahren, also dann, wenn der Staat sparen sollte. Das war in der damaligen Zeit sinnvoll, um die überbordende Inflation zu bekämpfen. Angeführt von Milton Friedman, Friedrich August von Hayek und in Deutschland Herbert Giersch kam es zu einer antikeynesianischen Wende.

Seit der Großen Rezession im Jahre 2008 ist Keynes allerdings wieder zurück. Wohl auch wegen der großen Ähnlichkeit der Finanzkrise mit den Anfängen der Weltwirtschaftskrise. Was würde Keynes wohl heute tun, fragt man sich. Denkt man an die Austeritätspolitik in Europa, die trotz hoher Arbeitslosigkeit den Staat zum Sparen anleiten will, dann ist sicher, dass das Keynes nicht gefallen würde. Welchen Titel hätte er einem Buch gegeben, das diese Situation beschreiben würde. Vielleicht hieße es »The Economic Consequences of Mr. Schäuble«.

Carl Christian von Weizsäcker

GARY BECKER

Gegensätze ziehen sich an

// Wir heiraten aus Liebe, glauben wir. Stimmt nicht, sagt Ökonom Gary Becker. Die Wahl des Ehepartners ist für ihn ein rationales Kalkül. Und die Familie eine kleine Fabrik, in der Arbeitsteilung Vorteile bringt.

Warum heiraten Menschen überhaupt, warum heiraten sie in der Regel paarweise, und – nicht zuletzt – wie kommt jemand an den

richtigen Partner? Mögen andere Menschen Gefühle für weltbewegend halten, Ökonomen glauben, dass nur eines unser Leben bestimmt: das Verhältnis von Nutzen und Kosten. Warum sollten Menschen, die ihr Auto oder ihren Arbeitsplatz nach rationalen Kriterien aussuchen, beim Partner fürs Leben nur das Herz entscheiden lassen?

Gary Becker war überzeugt, dass die Menschen den Ehepartner mit Vernunft wählen. Anfangs wurde der Wirtschaftsprofessor aus Chicago für seine Übertragung des ökonomischen Prinzips auf andere Lebensbereiche als »ökonomischer Imperialist« verunglimpft. 1992 aber erhielt Becker mit dem Nobelpreis höchste akademische Ehren, ausdrücklich für seine »Verdienste um die Ausdehnung der mikroökonomischen Theorie auf einen weiten Bereich menschlichen Verhaltens«.

Dabei hat Becker seine Ehe-Theorie mittags zusammen mit Studenten in der Mensa entwickelt, wie er einmal erzählt hat, und anschließend immer weiter ausgefeilt. Die Kernidee: Nicht Liebe, Zuneigung oder Vertrauen sind bei der Partnerwahl entscheidend, sondern eine Abwägung der Beteiligten, ob sie gemeinsam mehr Güter produzieren können als jeder für sich allein. Dabei kann es um so unterschiedliche Dinge gehen wie Essen, Prestige, Gesundheit oder Kinder. Wer heiratet, opfert Freizeit, Zeit und oft materielle Spielräume. Er verspricht sich davon aber mehr Lebensqualität, die dieses Opfer rechtfertigt.

Das rationale Kalkül vor einer Heirat geht deshalb wie folgt: Vorteile einer Heirat werden gegen Suchkosten abgewogen. Jemand wäre demnach bereit zu heiraten, wenn er es für unwahrscheinlich hält, durch eine weitere Suche einen Partner zu finden, mit dem er sich besserstellen könnte.

Das gilt natürlich auch für den jeweils anderen. Es wird daher zu einer Hochzeit kommen, wenn entweder einer glaubt, besonderes Glück bei der Suche gehabt, also gleichsam ein Schnäppchen gemacht zu haben – oder wenn sich zufällig zwei gefunden haben,

die meinen, dass ihre Attraktivitätswerte im weitesten Sinne ausgeglichen sind.

Auch das Phänomen der Verbindung reicher Männer und schöner Frauen hielt Gary Becker durch seinen Ansatz für erklärbar: Geld und Aussehen sind komplementäre, also sich ergänzende Faktoren der Haushaltsproduktion – ihr gemeinsames Auftreten sichert ein Wohlfahrtsoptimum. Die Familie sieht Becker als eine Art kleine Fabrik an. Es wird deshalb zur Arbeitsteilung zwischen Haushalt und Erwerbsarbeit kommen, wenn die Spezialisierungsgewinne höher sind als die Erträge einer gemeinsamen Ausführung beider Tätigkeiten. Je ähnlicher dabei die Einkommen sind, die Männer und Frauen erwirtschaften, desto geringer sind die Spezialisierungsgewinne und umgekehrt.

Die Zahl der Kinder, die ein Paar bekommt, hängt nach Beckers Theorie von den Kosten und dem Nutzen des Großziehens von Kindern ab. Deshalb hätten Paare tendenziell weniger Kinder, wenn die Frau berufstätig sei und eine gutbezahlte Stelle habe.

In armen Ländern seien Investitionen in Kinder hingegen oft lebensnotwendig, weil nur die eigenen Nachfahren für die Altersvorsorge aufkommen. Die Einführung von Sozialversicherungen für Alter und Krankheit und die wachsenden Verwendungsmöglichkeiten für die Zeit wie Reisen minderten den Nutzen von Kindern – und erklärten den Geburtenrückgang in den reichen Ländern.

Ebenso lassen sich Paare nach Beckers Ansatz scheiden, wenn sie nicht länger davon überzeugt sind, dass sie besser dran sind, wenn sie verheiratet bleiben. Auch das ist ein Kosten-Nutzen-Kalkül: Nimmt etwa der Reiz des Partners mit den Jahren ab, oder wird die Konkurrenz attraktiver, kommt es zur Scheidung. Dies gilt zumindest, wenn keine Regulierungen von außen den Wettbewerb stören. Strenge Scheidungsgesetze etwa oder religiöse Regeln, die eine Scheidung erschweren, teuer machen oder ausschließen. Becker widersprach damit der einst verbreiteten Auffassung,

Scheidungen seien ein Nebenprodukt des Wohlstands. Die Scheidungsziffern sind Becker zufolge vielmehr dann gestiegen, als die Einkünfte der Frauen im Vergleich zu denen der Männer aufholten; der Vorteil für Frauen, verheiratet zu bleiben, sei kleiner geworden.

Bei der farbigen Bevölkerung in Amerika seien die Scheidungszahlen sogar noch höher als bei der weißen, schrieb Becker. Das liege daran, dass farbige Frauen auf dem Arbeitsmarkt in den Vereinigten Staaten besser dastünden als farbige Männer, bei denen die Arbeitslosigkeit höher und die Einkommen geringer seien.

Ein »Siegesszug des ökonomischen Paradigmas« in Standesämtern, Kirchen und Schlafzimmern? Immer wieder musste Becker für seine Theorien Spott einstecken. Der Princeton-Ökonom Alan S. Blinder etwa führte 1974 in einem Aufsatz für das »Journal of Political Economy« Beckers Theorie ad absurdum, indem er sie zur »Theorie des Zähneputzens« weiterentwickelte. Blinder, der im Gegensatz zum konservativ-liberalen Becker als eher linksliberal gilt, stellte ein künstlich aufgeblähtes mathematisches Modell vor, das sich mit der Optimierung der täglich auf das Zähneputzen verwendeten Zeit beschäftigt. Dabei ging er – Becker persiflierend – von der Annahme aus, dass das Einkommen einer Person eine von Arbeitszeit und Zahnhygiene abhängige Funktion sei.

Becker selbst verwies dagegen darauf, wenn er mit »nicht so intellektuellen« Menschen über seine Thesen spreche, finde er oft Bestätigung. Diesen erscheine die Absicht der Besserstellung durch Heirat oder Scheidung »ganz natürlich«. Der Ökonom, der im Mai 2014 gestorben ist, war selbst übrigens zum zweiten Mal verheiratet, allerdings verlor er seine erste Frau nicht durch Scheidung, sie starb.

Auch noch im hohen Alter forschte und lehrte Becker weiter an der University of Chicago. Außerdem baute er gemeinsam mit dem Juristen Richard Posner einen Online-Blog auf, in dem beide

vor allem über wirtschaftspolitische Fragen diskutierten. Hin und wieder widmeten Becker und Posner sich auch der ökonomischen Theorie der Ehe: So sprach sich Becker dort gegen Steuervergünstigungen für Eheleute aus und bekam sogar Zustimmung von Posner. Als liberaler Ökonom meinte Becker, es sei die Pflicht des Staates, auf Eingriffe und lenkende Subventionen zu verzichten. Das gelte für Firmen und für Ehen.

Christian Siedenbiedel

FRIEDRICH LIST

Der Feuerkopf der Globalisierung

// Friedrich List kämpfte schon im 19. Jahrhundert dafür, Handels-schranken niederzureißen. Aber nur zwischen Nationen mit ähnlicher Leistungskraft. Armen Ländern gestand er Zölle zu. Die Debatte tobt bis heute.

»Et la Patrie, et l'Humanité.« Sowohl das Vaterland als auch die Menschheit stellte Friedrich List in den Mittelpunkt seiner Überlegungen, als er das französischsprachige Motto einer im Jahre 1838 in Paris verfassten Schrift für die Französische Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften voranstellte. Der Platz des Nationalstaates in einer sich internationalisierenden Wirtschaft ist eines der großen Themen dieses württembergischen Feuerkopfes gewesen, der 1789 in Reutlingen zur Welt kam und seinem Leben 1846 in Kufstein selbst ein Ende setzte.

In deutschsprachigen Geschichten des ökonomischen Denkens findet List noch immer seinen Platz, aber insgesamt scheint sein Name in den Vereinigten Staaten und in Schwellen- sowie Entwicklungsländern heute bekannter zu sein als in seinem Heimatland. »Freihandel ja, aber ...« lautet die bekannteste These aus seinem reichen Werk – eine These, die noch heute für viele Diskussionen sorgt.

List betrachtete Freihandel als eine grundsätzlich vorteilhafte Organisationsform internationalen Wirtschaftens. Als Deutschland nach den Napoleonischen Kriegen in fast 40 Staaten mit fast ebenso vielen Zollgrenzen unterteilt war, verfasste er ein Manifest zur Beseitigung dieser Handelsschranken.

Auch mit seinem Eintreten für Gewerbefreiheit, ein möglichst einfaches Steuersystem und einen effizienten Staat vertrat List liberale Perspektiven. Allerdings befürwortete List Freihandel nur zwischen Staaten mit einem vergleichbaren wirtschaftlichen Entwicklungsniveau. Da das im frühen 19. Jahrhundert fragmentierte Deutschland aus überwiegend agrarisch geprägten Staaten bestand, ließ sich für Deutschland die Abschaffung der Handelsgrenzen befürworten. Ganz anders sah es im Handel mit England aus, das als erste große Nation in die Industrialisierung eingetreten war und im Vergleich zu Deutschland wie zu den damals jungen Vereinigten Staaten von Amerika eine deutlich höhere wirtschaftliche Leistungsfähigkeit besaß, die sich aus technischem Fortschritt erklärte. Länder auf einer niedrigeren wirtschaftlichen Entwicklungsstufe sollten nach Ansicht Lists das Recht haben, sich durch Handelsbeschränkungen gegen die Exporte aus dem fortgeschrittenen Land zu wehren, bis das zurückgebliebene Land den Vorsprung des Konkurrenten, zum Beispiel durch fleißiges Kopieren der ausländischen Innovationen, aufgeholt hatte.

Diese Idee des Schutzzolls oder Erziehungszolls verbindet sich bis heute mit dem Namen Friedrich Lists, obgleich sie bei früheren Autoren nachgewiesen werden kann. Anders als es die damals füh-

rende klassische Wirtschaftslehre britischer Autoren wie Adam Smith und David Ricardo postulierte, besaßen aus Lists Sicht nicht nur Individuen legitime Interessen, sondern auch Nationen.

List war zeitlebens ein Mann, der mit seinen Ideen lauthals hauseieren ging. Er war ungeheuer fleißig und begeisterungsfähig bis zur Besessenheit, aber auch unbequem, halsstarrig und verletzend. Als junger Mann im Staatsdienst brachte er, der Reutlinger »Generalsyndikus der deutschen Zukunft« (Theodor Heuss), es ohne akademische Ausbildung kurzzeitig zum Professor an der Universität in Tübingen. Als Abgeordneter im Parlament in Stuttgart geriet er in Händel mit dem Königshaus, worauf er nach Zwischenstationen in Straßburg und in der Schweiz in die Vereinigten Staaten emigrierte. Dort vertrat er die Schutzzollidee und schrieb viel über Politische Ökonomie, was dazu führt, dass »Frederick List« unter Amerikas Ökonomen kein unbekannter Name ist.

In den Vereinigten Staaten entdeckte List aber auch eine andere große Leidenschaft: die Eisenbahn als junges Verkehrsmittel, die mit ihren Transportmöglichkeiten die Voraussetzung für wirtschaftlichen Wohlstand schuf. List ist als »Eisenbahn pionier« ebenso in die Geschichtsbücher eingegangen wie als Ökonom und als Befürworter eines politischen Nationalliberalismus.

Als List in seinen späten Jahren nach Europa zurückkehrte, bemühte er sich um eine Beschäftigung als Planer von Eisenbahnstrecken und Manager von Eisenbahnen. Lists Kompetenz wurde geschätzt, ihm aber nicht vergolten – der Württemberger scheiterte immer wieder wegen seiner komplizierten Persönlichkeit, aber auch an Vorbehalten des deutschen Adels gegenüber dem nunmehr amerikanischen Staatsbürger. Am Ende sah List, körperlich und seelisch erkrankt und von Armut bedroht, im Selbstmord den letzten Ausweg.

Die Idee des Schutzzolls ist bis heute populär – und umstritten. Anhänger finden sich in Schwellen- und Entwicklungsländern. Sie begründen mit der Idee den Wunsch nach Handelsbeschrän-

kungen gegenüber den Industrienationen. Bei Widerständen aus den Industrienationen verweisen sie auf deren eigene Geschichte: Kurz vor dem Ersten Weltkrieg hatten auch damals wirtschaftlich weit entwickelte Nationen wie das Deutsche Reich zur Zollpolitik gegriffen. Generell aber sind die Jahrzehnte nach dem Zweiten Weltkrieg eine Zeit der Liberalisierung des Welthandels gewesen; Zölle spielen heutzutage kaum noch eine Rolle.

Die Debatte, ob der Freihandelsgedanke einer Zähmung bedarf, ist niemals verstummt. Sie reicht heute weit über die Zollfrage Lists hinaus. Eine prominente Rolle in dieser Debatte spielt der aus der Türkei stammende Ökonom Dani Rodrik, der lange in Harvard lehrte und jetzt am Institute for Advanced Studies in Princeton arbeitet. Rodrik wirft nicht nur konkrete Fragen auf wie jene, ob eine finanzielle Globalisierung auch für Länder mit wenig entwickelten Banksystemen und Kapitalmärkten vorteilhaft sein muss, wenn diese massiven Zuströmen und Abflüssen ausländischen Kapitals ausgesetzt sind. Er geht das Thema auch grundsätzlich an.

In einem 2009 erschienenen Buch postuliert Rodrik, der sich als Marktwirtschaftler und nicht als linker Globalisierungsgegner versteht, ein »fundamentales politisches Trilemma« der Weltwirtschaft: »Wir können nicht gleichzeitig Demokratie, nationale Selbstbestimmung und wirtschaftliche Globalisierung betreiben. Wenn wir die Globalisierung weiterführen wollen, müssen wir entweder den Nationalstaat oder die demokratische Politik aufgeben. Wenn wir die Demokratie behalten und vertiefen wollen, müssen wir zwischen dem Nationalstaat und internationaler wirtschaftlicher Integration wählen. Und wenn wir den Nationalstaat und Selbstbestimmung bewahren wollen, müssen wir zwischen einer Vertiefung der Demokratie und einer Vertiefung der Globalisierung wählen.«

Gerald Braunberger